

# Sehen wir uns den Kandidaten doch erst einmal an

Es gibt für Politiker kein Recht, beim Volk Gehör zu finden. Wenn sie um Vertrauen werben, geht es zunächst nicht um Argumente. Michael Ignatieff lernte in der Politik etwas, was sich nicht lehren lässt.

Michael Ignatieff, der in Cambridge, Oxford, Harvard und Toronto unterrichtet hat, amtiert seit einem halben Jahr als Rektor der Central European University in Budapest, deren Fortexistenz nach einer ungarischen Gesetzesänderung bedroht ist. Ungarn, die an der 1991 gegründeten Hochschule studieren, sehen sich einer besonders perfiden Variante der überall in Europa wieder zunehmenden Xenophobie ausgesetzt. Ihnen wird unterstellt, sie hätten sich durch Einschreibung an einer mit amerikanischem Stiftungsgeld finanzierten Universität intellektuell selbst ausgebürgert. Nur ausweischend des Passes noch Bürger des Geburtslands, der Karriere und dem kosmopolitischen Habitus nach ein Ausländer: Mit diesem Vorurteil wurde Michael Ignatieff, geboren am 12. Mai 1947 in Toronto, in einem dramatischen Moment seines abwechslungsreichen Lebens schon einmal selbst konfrontiert.

Eines Abends im Oktober 2004 erhielt Ignatieff, damals Direktor des Zentrums für Menschenrechtspolitik der John F. Kennedy School of Government an der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts, Besuch aus der Heimat. Drei Herren führten ihn und seine aus Ungarn gebürtige Ehefrau zum Essen aus. In dem Buch, das Ignatieff 2013 über seinen Ausflug in die Politik publizierte („Fire and Ashes. Success and Failure in Politics“, Harvard University Press), nennt er sie „die Männer in Schwarz“. Der Sinn für korrekte Kleidung verweist auf den Ernst ihres Anliegens, die Farbe gleichzeitig schon darauf, dass sie den Plan, den sie Ignatieff unterbreiteten, am Ende begraben mussten, obwohl er sich auf ihn einließ. Die Besucher waren Vertreter der in Ottawa regierenden Liberal Party, keine gewählten Repräsentanten, sondern Geschäftsführer ohne Auftrag. Sie wollten den prominenten Intellektuellen zum Nachfolger des erst 2003 ins Amt gelangten Premierministers Paul Martin machen.

Tatsächlich wurde Ignatieff zum Parteiführer der Liberalen und damit zum Oppositionsführer im Parlament von Ottawa gewählt, allerdings erst im zweiten Anlauf 2009, nachdem er 2006 nach Martins Rücktritt zunächst einem Konkurrenten aus Quebec unterlegen war. Die Anwartschaft auf die Machtfülle des Regierungschefs, die im Westminster-System mit der Parteiführung verbunden ist, konnte der Seiteneinsteiger aber nicht einlösen. In den Wahlen vom 2. Mai 2011 fuhr die Liberale Partei das schlechteste Ergebnis ihrer Geschichte ein. Sie fiel hinter die New Democratic Party zurück und verlor den Status der offiziellen Opposition. Der Parteiführer musste die Führung abgeben, weil er seinen eigenen Wahlkreis nicht gewinnen konnte. Er wurde wieder Professor, zu erst in Toronto, dann noch einmal in Harvard. Die Gründe für die Katastrophe sucht der Autor von „Fire and Ashes“ nicht ausschließlich bei sich. Aber die Gründe, über die er aufgrund von Selbstprüfung etwas sagen kann, sind es, die ihn interessieren.



Politik ist ein Kontaktsport: Michael Ignatieff, der kanadische Oppositionsführer, brach im Juli 2010 zu einer transkontinentalen Busreise auf, um etwas gegen das Sinken der Umfragewerte seiner Liberalen zu tun. In seiner Heimatstadt Toronto schloss sich ihm die Sängerin Tara Woods an, die sechsmal zur Kalypsokönigin gewählt wurde. Foto Bloomberg

Gleich am Anfang, beim allerersten Auftritt in der Rolle des Politikers, erlebte Ignatieff eine böse Überraschung. Dabei war er gewarnt. Er sollte als Wahlkreis Kandidat eines Vororts von Toronto nominiert werden, in einem Hotel mit dem ominösen Namen Valhalla Inn. Mittags hielt er noch ein Seminar in Harvard, mit der Nachmittagsmaschine landete er pünktlich in Toronto. Auf der Fahrt vom Flughafen wurde er darauf vorbereitet, dass mit Demonstranten zu rechnen war: Kanadier ukrainischer Herkunft nahmen dem Urenkel eines russischen Diplomaten und zaristischen Innenministers einige Sätze seines Buches über die neuen Nationalismen nach 1989 übel, als Befürworter des Irakkriegs hatte er die Gegner des humanitär verbrämten Imperialismus der Bush-Regierung erzuert. Aber im handfesten, praktischen, nach seinem Empfinden existentiellen Sinne wusste er nicht, was ihn erwartete. Auf handgeschriebenen Schildern las er die Parole: „Lggy, go home!“

Im Gespräch mit dieser Zeitung kann er darüber lachen. „Im Rückblick ist das Lustige daran, dass meine Geschichte lautete: Ich komme heim! Und dann komme ich an, steige aus dem Auto, und jeder sagt zu mir: Geh doch nach Hause! Das ist Politik.“ Ignatieff amüsiert sich über die eigene Naivität, die Annahme, irgendjemand hätte sich für seine Geschichte interessieren müssen, bevor er auch nur angefangen hatte, sie zu erzählen. Als Ignatieff auf der nationalen Bühne zum Widersacher des konservativen Premierministers Stephen Harper avanciert war, attackierten ihn die Konservativen lange vor Beginn des Wahlkampfes mit Fernsehwerbespots. Der Slogan: eine schwer überbietbare Präzisionswaffe. „Michael Ignatieff – Just Visiting.“

Wenn der Oppositionsführer sich wie Millionen von Kanadiern im Fernsehen die Oscar-Verleihung ansah, wurde er von der mit den Bush-Republikanern im Schulterchluss verbundenen Harper-Partei des Verrats an der Kulturturnat bezeugt.

Dass die Verteidigung gegen solche unehrlichen Ehrverletzungen den Angegriffenen nötig, sich auf das niedrige Niveau seines Gegners zu begeben und die eigene Selbstdarstellung taktisch auszurichten, ist Ignatieff im Gespräch Anlass für melancholische Betrachtungen. „Ich hatte oft das Gefühl, dass ich eine Maske trug. Gewöhnlich habe ich keinen Schlipps um, bin ich ein entspannter Professor. Ich musste mich zusammenreißen und mir das Lächeln ins Gesicht kleben. Aber wenn man sich fühlt, als wäre man zusammengeschlagen worden, kostet es Kraft, die Maske aufzusetzen.“ Er gibt zu, dass die Spottformel vom Besucher „genug Wahrheit enthielt, um glaubwürdig zu sein“.

Ihn interessiert es zu hören, dass es dem deutschen Bundeskanzler Schröder 2005 in ähnlicher Weise gelang, dem früheren Verfassungsrichter Paul Kirchhof mit dem formal korrekten „Professor aus Heidelberg“ ein Etikett aufzukleben, das sich nicht mehr ablösen ließ. „Führen Sie sich das Paradoxe daran vor Augen: Deutschland hat heute mehr Hochschulabsolventen als je zuvor in seiner Geschichte. Und trotzdem kann der ‚Professor aus Heidelberg‘ tödlich sein. Aber glauben Sie mir: Der ‚Professor aus Harvard‘ ist genauso schlimm!“ Ignatieff bittet darum, dass sich diese Bemerkung im Druck nicht wie eine Beschwerde anhören soll. „Ich möchte nur verstehen, wie es funktioniert.“

Im Gegensatz zur gescheiterten amerikanischen Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton führt er nicht Klage über die

Bosheit der Gegner, den Zynismus der Medien und die Anfängerfehler seines Stabs – mit Ausnahme der eigenen. Den Krieg, den er in den Fernsehzimmern seiner Mitbürger verlor, hätte er im Valhalla Inn gewinnen müssen – und an allen Versammlungsorten, wo er in eigener Person auf leibhaftige Wähler traf. Mit Respekt spricht er von den Demonstranten, die sich die Mühe machten, die Plakate zu beschriften und sich vor den Saaltüren einzufinden. Sie wussten immerhin genau, warum sie ihn nicht als ihren Abgeordneten haben wollten, während er zunächst noch nicht so gut erklären konnte, warum er nach dem Amt des Premierministers strebe. „Die ultimative Herausforderung“: Diese Bewerbungsgesprächsfloskel kam bei einem Termin mit Managern nicht gut an.

Eine Lektion des Buches: Der Kandidat hat keinen Anspruch, angehört zu werden, sondern muss sich sein Rederecht erst verdienen. Ignatieff verwendet das Wort „standing“. Das ist ein Begriff aus dem Prozessrecht; er steht für die Befugnis, die eigene Sache vor Gericht zu vertreten. Darin mag anknüpfen, dass das Parlament von Westminster, die Mutter der Parlamente der Commonwealth-Staaten, aus einem Gerichtshof hervorgegangen ist.

Ignatieffs Schilderung der Methoden, mit denen der Neuling im politischen Wettbewerb das Ansehen erwirbt, das er braucht, um überhaupt angehört zu werden, betont eher das Informelle des Vorgangs. Es kommt auf den persönlichen und das heißt zuerst: den physischen Eindruck an. „Die Botschaft des Buches ist, dass es in der Politik rauh zugeht, körperlich. Sie hat mehr mit dem Sport zu tun als mit einem Seminar.“ Damit ist die Anstrengung gemeint, aber ebenso die Herstellung von Nähe. „Politik ist Berührung,

Gefühl, Instinkt.“ Ignatieff behauptet, dass ihm der Straßenwahlkampf auch in den letzten Winkeln des Riesenlandes immer Spaß gemacht habe, aber ein Handicap war, dass es ihm nicht leichtfiel, den Leuten in die Augen zu sehen.

Das Körperliche am politischen Gescheh war genau das, wovon der Intellektuelle naturgemäß keine Vorstellung haben konnte – obwohl sich in der Kennedy-Schule die gewesenen und künftigen Staatsmänner die Hörsaalklanke in die Hand geben, obwohl Ignatieff mütterlicher wie väterlicherseits von Diplomaten und Beamten abstammt und er als junger Wahlkampfhelfer den begnadeten Wahlkämpfer Pierre Trudeau studieren konnte. „Es gibt viele Dinge, die gelehrt werden können, aber manche Dinge kann man nur lernen.“ Politik ist ein Beruf, für den formale Qualifikationen nicht zählen. Und das ergibt besten demokratischen Sinn. Als Bericht über das, was ein Politiker tatsächlich tun muss, wird Ignatieffs Memoirenbuch als kleiner Klassiker in die politische Literatur eingehen.

Im Gespräch, erzählt Ignatieff, habe er zu jedem Wähler einen Zugang gefunden. Er wirkte, wenn man ihn kennenlernte, nicht wie ein Fremder. Aber darum wollte man ihm noch nicht die Führung des Landes anvertrauen. Ignatieff sieht im Lichte seiner Erfahrung die These Machiavellis verifiziert, dass das Volk vernünftig urteilt, wenn es über die Eignung von Personen für Ämter entscheidet. „Und das erzähle ich, obwohl die Geschichte gegen mich spricht.“ Und obwohl er immer noch sagt, dass er gerne Premierminister geworden wäre. Woher kommt der Gemeinsinn, von dem die Demokratie lebt? Nicht zu einem geringen Teil aus einem Überschuß an Ehrgeiz. PATRICK BAHNERS

Gelehrte Massentreffen

## Auf dem Teppich

In den Vereinigten Staaten ist vieles größer – Seen, Bäume, Häuser, Straßen, Entfernungen. Warum also nicht auch Tagungen zur Geisteswissenschaft? Jüngst war es wieder so weit: In Minneapolis traf sich die American Society for Eighteenth Century Studies (ASECS). Dort konnte der Besucher aus achthundert Vorträgen auswählen, die in knapp zweihundert Panels zusammengefasst waren. Weiters mehr als doppelt so groß gestaltet sich das Programm beim Stelldichein der Renaissance Society of America (RSA) in Chicago, 650 Kilometer südöstlich gelegen, also für US-Verhältnisse nur einen Katzenprung entfernt. War es Absicht oder Versehen, dass diese beiden Vereinigungen an denselben Tagen des Jahres ihre Großtreffen abhielten?

Wie auch immer, was in den Vereinigten Staaten kommunikativ und organisatorisch alljährlich auf die Beine gestellt wird, ist bemerkenswert. Mitstreiter aus allen Disziplinen werden zusammengetrommelt – nur die Epochen müssen stimmen. So können beste Hotels am Platze okkupiert werden wie mitten in Chicago das Palmer House Hilton oder das Hyatt Regency in Minneapolis. Die Sektionen finden in sogenannten Ballrooms statt, die mitunter eigens dafür parzelliert werden. Zudem wandelt man dort permanent auf weichen Teppichen: eine kongeniale taktile Übersetzung der herzlichen Unverbindlichkeit vieler Amerikaner. Ohne Präsident Trumps Einreisebeschränkungen wären noch mehr Forscher in die Hotellobbys geströmt. Nicht wenige Kollegen, deren Namen so ähnlich klingen wie Hussein oder Khomeni, hatten kurzfristig abgesagt.

Trotz des Massenaufgebots kann es nicht ausbleiben, dass manche Sektionen so gering besucht sind, dass sich Dramen abspielen. Als es logging, saß in einem Vortragssaal nur ein einziger Zuhörer. Und auch diese Person sollte den Saal verlassen, als sie bemerkte, dass sie sich in der Veranstaltung geirrt hatte. Den Veranstalter dieses Panels sei zum Trost mitgeteilt: Zu den Trümpfen derartiger Mammutkonferenzen geht dort zweifellos, dass es gar nicht auffällt, wenn eine Veranstaltung ganz ausbleibt, so sehr sind die anderen von ihren jeweiligen Sektionen absorbiert. In Chicago liefen bisweilen dreißig Vorträge parallel. Man muss sich hinterher nur der Rhetorik des So-tun-als-ob befleißigen – keiner wird diesem postfaktischen Diskurs auf den Grund gehen.

Warum gibt es in Amerika in sturer Regelmäßigkeit diese Großveranstaltungen? Das Land ist so riesig, die Wahrscheinlichkeit, sich im Lauf des Jahres spontan über den Weg zu laufen, so gering, die Gefahr, im eigenen Saft zu schmoren, so groß, dass Meetings dieser Dimension willkommen Anlässe der Horizont- und Freundschaftserweiterung bieten. Für den einen oder anderen kann damit ein Karriereeschub verbunden sein. Die Rekrutierungsbüros von Universitäten richten dort Sprechstunden für Stellensuchende aus. Heutzutage sind Konferenzzimmer vorgeschrieben, damit durch die Location keine anzüglichen Assoziationen geweckt würden. Die Zeiten, in denen Bewerber und Bewerberinnen auf der Bettkante von Hotelzimmern interviewt wurden, sind vorbei.

Alle fünf Jahre verlagert die RSA ihre gigantischen Treffen inzwischen nach Europa, um an historisch authentischen Orten der Renaissance zu tagen. Bauwerke aus der frühen Neuzeit lassen sich nicht so leicht nach Amerika zu transportieren. Alles, was mobil und reproduzierbar ist, hat dagegen inzwischen seinen Weg nach Amerika gefunden. Die Auswanderer und deren Nachkommen haben nicht nur Kultur und Bräuche, sondern auch die dokumentierbare Vergangenheit in die neue Heimat importiert. Fast scheint es, die Bestände zur europäischen Geschichte sind in den Vereinigten Staaten reichhaltiger präsent als bei uns, schon weil in Übersee so gut wie keine Kriegsverluste zu beklagen sind. Die Ausstellung „Tensions in Renaissance Cities“ auf dem Campus der University of Chicago, aus Anlass der RSA-Konferenz eröffnet und noch bis zum 9. Juni zu sehen, in deren Vitrinen kaum ein Klassiker der Renaissancezeit fehlt, hätte ebenso gut von der Newberry Library, einer unabhängigen Forschungsbibliothek im schicken nördlichen Stadtzentrum von Chicago, bestückt werden können oder von der Rare Book and Manuscript Library der University of Illinois in Urbana-Champaign.

Der deutsche Besucher nimmt in dieser Ausstellung schmunzelnd zur Kenntnis, dass nicht nur Florenz und Venedig, London und Paris, Istanbul und Mexiko-Stadt das Label einer spannungsgeladenen „Renaissance City“ erhalten, sondern auch Isny, besitzt doch die Rara-Abteilung der Universität von Chicago auch Schriften des hebräischen Grammatikers und Lexikographen Elijah Levita (1468 bis 1549), der im württembergischen Allgäu einige Jahre gewirkt hat. Die Vereinigten Staaten, Heimat der All-you-can-eat-Konferenzen mit mehrwunderseitigen Speisekarten, sind ein Schlaraffenland der historischen Gelehrsamkeit, in dem auch die Quellen aus Europa nur so sprudeln. STEFAN LAUBE

## Der grüßende Zuruf hinüber und herüber

Wessen Geschöpf war die von Martin Buber gegründete Zeitschrift „Die Kreatur“? Ihre Erforschung ist als digitaler Modellversuch angelegt

Von 1926 bis 1930 erschien bei Lambert Schneider in Berlin die Vierteljahrschrift „Die Kreatur“. Herausgegeben von dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber, dem katholischen Theologen Joseph Wittig und dem protestantischen Arzt Viktor von Weizsäcker, galt sie lange als interreligiös. Am Jerusalemer Rosenzweig-Zentrum für Deutsch-Jüdische Literatur- und Kulturgeschichte widmeten ihre deutsche und israelische Zeitschriftenforscher, Literatur- und Editionswissenschaftler jetzt einen Workshop, und schnell wurde deutlich, dass derartige Zuschreibungen zu kurz greifen.

„Religionhafte Sonderungen, aus denen es keine andere Befreiung gibt als die messianische, haben die Not und die Zucht von Exilen“, schrieben die Herausgeber im Vorwort zu ihrer Zeitschrift. Dem Messias wollten sie nicht vorgreifen, und dennoch suchten sie nach einem Ausweg. „Erlaubt aber und an diesem Tag der Geschichte geboten ist das Gespräch: der grüßende Zuruf hinüber und herüber, das Sich-einander-Auftun in der Strenge und Klarheit des eigenen Beschlusses, die Unterredung über die gemeinsame Sorge um die Kreatur. Es gibt ein Zusammengehen ohne Zusammenkommen.“

Deutlich ist hier die Diktion Martin Bubers zu hören, der die treibende Kraft hinter der „Kreatur“ war. Galili Shahar, Komparatist an der Universität von Tel Aviv, stellte Bubers Suche nach einer „kreatürlichen“ Ursprache dar, die aus ihrem Exil ausbrechen will. Zugleich aber bleibt diese Sprache zeitgebunden, verrät ihre Herkunft aus dem Expressionismus und ihre Nähe zu anderen Wunschvorstellungen von einer Ursprünglichkeit, die

seit der Jahrhundertwende zu beobachten sind.

Diese Zeit-Gebundenheit der Zeitschrift war ein zentrales Thema des Workshops. Ihr „Zusammengehen ohne Zusammenkommen“ spiegelt nicht nur die polarisierte Gesellschaft der Weimarer Republik am Vorabend ihrer erzwungenen Vereinheitlichung, sondern auch den Verlust einer Mitte, um die sich Herausgeber und Beiträger aus zahlreichen Perspektiven bemühen. In der Zeitschrift ging es nicht mehr um religiöse Toleranz wie im Jahrhundert der Aufklärung, denn in der kurzen Periode zwischen 1918 und 1933 gab es keine Leitkultur, der man sich anzupassen hatte. Jeder der drei Herausgeber war auf eigene Weise ein Häretiker: Wittig ein exkommunizierter Priester; Weizsäcker der Entdecker einer der Schulmedizin suspekten Psychosomatik; Buber der Fürsprecher chassidischer Glaubensgemeinschaften, die der jüdischen Orthodoxie ein Dorn im Auge waren.

Wie die Standpunkte in der Zeitschrift konvergieren und divergieren, zeigte die an der Hebräischen Universität in Jerusalem lehrende Literaturwissenschaftlerin Birgit Erdle an zwei Beiträgen von Werner Picht und Ernst Simon. Sie reagierten auf die Krise nach dem Ersten Weltkrieg und suchten nach einem Aus-

gleich ideologischer Spannungen – Picht in einer internationalen Verständigung, die auf das Eigene nicht verzichtet, Simon in Überlegungen zu einem Geschichtsterritorium in der Schule, der immer auch moralische Werte zu bedenken hat. Doch schon an der Sprache sind die verschiedenen Lebenswege zu erkennen, welche die beiden Autoren später gegangen sind: In Palästina wurde der Zionist Ernst Simon zum Pazifisten, in der Hitler-Zeit verherrlichte Werner Picht den soldatischen Menschen und wurde zum Propagandisten der Wehrmacht.

Mit dem Workshop nahm eine Forschergruppe die Arbeit auf, die Daniel Weidner und Gerald Hartung leiten. Weidner arbeitet am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin, das Literatur nicht nationalphilologisch, sondern interdisziplinär zu verstehen sucht, Hartung lehrt an der Bergischen Universität Wuppertal, wo ein digitales Modell zur Erfassung und Sichtbarmachung von Zeitschriften erstellt wird. Beide Arbeitsweisen wurden eindrucksvoll vorgestellt.

Madleen Podewski, Zeitschriftenforscherin an der Freien Universität Berlin, definierte die Zeitschrift als „kleines Archiv“, als Sammelbecken heterogener Text- und Bildmaterialien, das seit dem neunzehnten Jahrhundert den Raum zwischen Zeitung und Buch besetzt. Mit den Nachrichten verwandelt sich auch die Zeitung von Tag zu Tag; das Buch dagegen, sein zwischen zwei Deckel gebundener Inhalt, ist repräsentativ für unsere sich akkumulierende Kultur. Wie aber gerinnt der tägliche Fluss von Informationen zum festgeschriebenen Text? Ein Katalysator dieses Kulturprozesses ist die Zeitschrift,

INHALTSVERZEICHNIS	
EIN BRIEFWECHSEL über die erste Gebote	290
MARTIN BUBER, Der dritte Tischfuß	291
MARTIN BUBER, Zweisprache	291
MARTIN BUBER, Gandhi, die Politik und wir	291
EDGAR DACQUÉ, Der Mensch als Urform	293
HANS EHRENBURG, Drinnen und Draußen – Drinnen und Draußen	297
RUDOLF EHRENBURG, Über das Dogma	15
MARIE LUISE EVCKENDORF, Interpretation von Gedichten	167
EBERHARD GRISBACH, Atos und neue Denken	176
EBERHARD GRISBACH, Die Grundentscheidung des existenziellen Denkens und ihre Kritik	30
HERMANN HERRIGEL, Das Verhältnis der beiden Welten	39
HERMANN HERRIGEL, Brief an Eberhard Grisbach	175
FRITZ KLATT, Freundschaft	70
ERNST LOEWENTHAL, Über den Eid	90
WILHELM MICHEL, Die Mensch in der Landschaft	176
KARL NÖTZEL, Die Verwirklichung des Menschen im Haus	118
ALFONS PAQUET, Eine Vagabundentagung	243
FLORENS CHRISTIAN RANG, Betrachtung der Zeit	86
FLORENS CHRISTIAN RANG, Ein Brief	278

Konkorp Erinnerung: Der Theologe Hans und der Biologe Rudolf Ehrenberg, Autoren im ersten Band der „Kreatur“, waren Vettern von Franz Rosenzweig. Foto UB Frankfurt